

Antworten unter sich ab. Einer antwortete korrekt, einer immer das Gegenteil des Zutreffenden und der dritte, was ihm gerade einfiel. Nach der Auswertung wurde allen eröffnet, sie seien „verkappte Mörder“. Die Bluttat lasse sich nur ausschließen, wenn der potentielle Meuchler einen „Kommunikationskurs“ für 180 Mark buche.

Der Münchner evangelische Pfarrer und Sekten-Fachmann Friedrich-Wilhelm Haack, dem bereits etliche Scientology-verstörte Münchner ihr Leid klagten, hält die Tätigkeit der Sekte für „Scharlatanerie unter dem Deckmäntelchen der religiösen Freiheit“.

Daß die Glaubensfanatiker ihre Kunden nicht nur schröpfen, sondern ihnen auch gesundheitlich schaden können, schließt Therapeut Seidl nicht aus: „Es besteht beispielsweise die Gefahr, daß dabei eine von Laien unerkennbare Schizophrenie hochgeht, die sonst nicht ausgebrochen wäre.“ Hubbards Sekte sei „zweifelloso auch autoritär, reaktionär, irrational und bar jeder Sozialkritik“, doch „als bloße Beutelschneiderei kann man Scientology nicht einfach abtun. Dazu ist die Sache zu gefährlich“.

Die Schulmedizin tut das unisono, und auch der Diplom-Psychologe und Autor des Buches „Familie und Aggression“, David Mantell, 30, warf den Sektierern in der Münchner „Abendzeitung“ vor, daß sie ohne psychologische und psychotherapeutische Ausbildung herumquacksalbern. Mantell ist derzeit an der Forschungsstelle für Psychopathologie und Psychotherapie der Max-Planck-Gesellschaft in München beschäftigt.

Aber auf Vorwürfe von Mantell-Kaliber waren die Münchner Scientologen bereits präpariert. Seit Jahren streitet sich die Sekte mit Psychiatern in aller Welt herum. Den Nachschub von Gegenargumenten besorgt allemal Hubbards Hauptquartier in England.

Die Münchner Scientologen — versorgt aus „unbegrenzten finanziellen Quellen unserer Kirche“ — verlegten stracks eine Zeitung namens „Freiheit“, die ab sofort monatlich in München erscheinen soll. Die August-„Freiheit“ behauptete sogleich, die „blutigen Verbrechen der Psychiatrie“ hätten mit dem Dritten Reich keineswegs aufgehört. Der vor einem Vierteljahr zum „Geistlichen“ der Münchner Sektion ordinierte Hermann Brendel, 22, schwadroniert gar, den Nachfolgern der NS-Irrenärzte tue es nur leid, „daß sie heute frische und blutige Kindergehirne nicht mehr so einfach wie bei den Nazis bestellen können“.

Münchens Oberscientologe mutmaßt in Kritik an der Sekte ein abgekartetes Spiel: „Das ist eine Verschwörung der Psychiater gegen uns. Kaum hatten wir hier eine ‚Kommission für Verstöße der Psychiatrie gegen Menschenrechte‘ gegründet, da legten diese wahnsinnigen Anstaltspsychiater schon los.“

UNWETTER

Tödliche Falle

Der Hagelsturm von Stuttgart beschäftigt die Meteorologen: Das Unwetter läßt sich erklären, vorhersehen ließ es sich nicht.

Eigentlich hatte die Zone tiefen Luftdrucks, die sich Anfang letzter Woche von Frankreich her auf Stuttgart zu bewegte, den Namen nicht verdient: „Zu mickrig“, meinten die Meteorologen des Stuttgarter Wetterdienstes über das Tief. Ihre Prognose für den Dienstag hatte dementsprechend gelautet: Gemäßigt schwüler, durchschnittlicher Sommertag, „für die Jahreszeit fast zu kühl“.

Doch dann, am frühen Nachmittag dieses Tages, tobte für 30 Minuten über

dimensionales Mikado-Spiel“ (so das „Schwäbische Tagblatt“).

Während es um Tübingen noch goß, braute sich die Gewitterfront über dem 30 Kilometer entfernten Stuttgart erneut zusammen. Und genau um 15.40 Uhr brach dann das Unheil los: Hagelschlag von oben und bald auch meterhohe Fontänen aus den Gullys der überlaufenden Kanalisation.

Drei Angestellte der Imperial GmbH in der überschwemmten Böblinger Straße ertranken. Claus Lange, 29, Jürgen Wolf, 28, und Heinrich Schnabel, 21, waren im Lagerraum im zweiten Untergeschoß des Gebäudes beschäftigt, als durch einen Luftschacht das Wasser eindrang und die Fluchtwege — Tür und Aufzug — blockierte. Binnen kurzem war der zweieinhalb Meter hohe Raum bis an die Decke gefüllt.

Vorläufige Bilanz des Wettereschlages, der sich in unterschiedlicher Stärke



Überflutete Tiefstraße in Stuttgart: In Zukunft rotes Warnlicht

der baden-württembergischen Metropole das schwerste Unwetter seit 25 Jahren.

Zuerst waren der große Regen und Hagel in der Gegend um Tübingen losgebrochen. Gepeitscht von Windböen mit bis zu 110 Stundenkilometer (Windstärke 11), waren dort binnen drei Viertelstunden 80 Liter Niederschläge pro Quadratmeter niedergegangen, fast soviel wie sonst während des ganzen Monats August. Tübinger Straßen standen bis zu 40 Zentimeter unter Wasser, walnußgroße Hagelkörner zertrümmerten Fensterscheiben, zum Beispiel im Nekarwerk, in dessen Maschinenraum es zeitweilig winterlich aussah. In Bühl riß der Dachsparren einer Fabrik ab, wirbelte rund 100 Meter durch die Luft, durchschlug das Dach eines dreistöckigen Hauses und bohrte sich in eine Küche. Ein Holzlager bei Kilchberg sah nach dem Wetter aus „wie ein über-

in einer Schneise von Tübingen bis München entladen hatte: allein in Stuttgart sechs Tote, 31 Verletzte und 19 Obdachlose. Erste Schätzung des Sachschadens: mehr als 100 Millionen Mark.

„Da muß irgend etwas passiert sein“, erklärte Ende letzter Woche der Stuttgarter Meteorologe Helmut Zimmermann, „was wir nicht verstanden haben.“ Vorhersagbar, so scheint es, war die Wetterunbill nicht.

Bis zum Einsetzen des Unwetters war die Dienstag-Wetterlage „eigentlich typisch“ gewesen, meinte der Leiter des Stuttgarter Wetteramtes Dr. Joachim Bartsch, „so, wie es nach dem Durchgang einer sommerlichen Kaltfront (die Stuttgart Montagnacht passiert hatte) zu sein pflegt“: Temperaturrückgang um fast zehn Grad, leicht regnerisch.

Selbst was in Tübingen geschah, hält Meteorologe Zimmermann rückblick-

kend noch für „ein relativ kleines, harmloses Gewitter“. Doch als die Gewitterfront dann über dem Stuttgarter Talkessel anlangte, da wurde „die vielgerühmte Topographie der Neckarstadt“, so Bürgermeister Dr. Rolf Thieringer, „zum Windkanal, zur Wetterfalle“.

„Diese Mordsaufwinde“, warmfeuchte Luftmassen, die von den noch sommerlich aufgeheizten Stuttgarter Wohnvierteln aufstiegen, waren nach Meinung des Wetteramtschefs Bartsch schuld daran, daß sich die Wolkenbänke nochmals mit Hagel aufluden.

„Ganz spontan“ seien die heißen und feuchten Luftmassen in Höhen bis zu zehn Kilometer aufgestiegen. Dabei kam es zu einer nicht eben häufigen meteorologischen Erscheinung: Die Wassertröpfchen, Schneeflocken und Eiskristalle in der unterkühlten Wolkenbank wurden durch jene starken Aufwinde so lange in der Schwebe gehalten, bis sie — durch Anlagerung weiterer Eiskristalle — zu mormel- oder gar faustgroßen Hagelkörnern gewachsen waren.

Dann aber, „sobald der Aufwind nachläßt“, so erläuterte Meteorologe Bartsch, „fällt das alles runter“. Angesichts solch komplexen Zusammentreffens mehrerer Ursachen wird auch verständlich, daß die Wetterforscher, wie Professor Peter Thran, stellvertretender Direktor des Deutschen Wetterdienstes in Offenbach, erläuterte, bisher „weder Perioden noch Regelmäßigkeiten im Auftauchen von Unwettern“ dieser Art haben herausfinden können.

Zwar war es gerade in jenem süddeutschen Korridor zwischen Mannheim, Stuttgart, Ulm und Garmisch nicht das einzige Sommer-Gewitter gewesen, das die Meteorologen registriert hatten. Vier Milliarden Liter Wasser innerhalb einer Stunde beispielsweise waren schon einmal, am 18. Mai 1966, im Stuttgarter Raum niedergegangen. Pforzheim andererseits war im Juli 1968 von einem Tornado heimgesucht worden, wie ihn westdeutsche Meteorologen zuvor nie beobachtet hatten. Bilanz des Pforzheimer Wirbelsturms: drei Tote, 255 Verletzte und 120 Millionen Mark Sachschaden.

Zur speziellen Gefahrenzone für Sommergewitter möchten die Meteorologen die betroffenen Landstriche an Main und Neckar dennoch nicht erklären. Die Formel, mit der sie die Unvorhersehbarkeit von Donner und Hagel umschrieben, lautet: „In gebirgigen Gebieten sind die Chancen für Gewitterbildung allgemein größer“ (Bartsch).

Die einzige Vorsorge, mit der Stuttgarts Stadtväter die verstörten Bürger zu besänftigen gedachten, ist denn auch verkehrstechnischer Art: In Stuttgarts Autotunneln sollen künftig, wenn es zu naß wird, die Lichter angehen — die Ampeln schalten auf Rot.

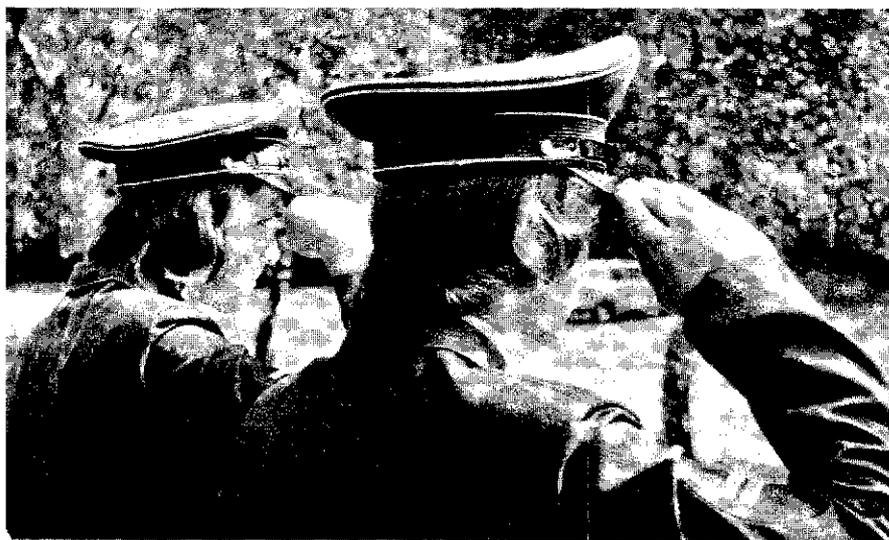
POLIZEI

Hallo, Fräulein

Ein Haar-Erlaß soll West-Berliner Polizisten in Zukunft freien Blick garantieren. Die Haare sollen am Kopf anliegen und dürfen die Augen nicht bedecken.

Die West-Berliner Schutzpolizei (Ist-Stärke: 12900 Mann) muß um ihre Schlagkraft bangen. Denn, so bekam es die Polizeiführung der Zwei-Millionen-Stadt unlängst schriftlich: Wer als Ordnungshüter langes Haar trägt — und immer mehr lassen es sich wachsen —, gefährdet die „innere und äußere Funktionsfähigkeit des Berufsstandes“.

Zu dieser haarigen Erkenntnis gelangten drei Oberbeamte der Bereit-



Langhaarige Polizisten in West-Berlin: „Zusätzliche Unsicherheit“

schaftspolizei (Bepo), die im Vorgesetztenauftrag über jene „Frisurformen“ junger Kollegen nachgedacht hatten, „die traditionell den sekundären weiblichen Geschlechtsmerkmalen zuzuordnen sind“.

Die „latente Abneigung und Widerstandsbereitschaft“ der Bevölkerung gegenüber einem langmähigen Ordnungshüter, so ergründeten die Bepo-Forscher, erzeuge „zusätzliche Unsicherheit“ bei dem Beamten selbst und erhöhe zudem „die Neigung, sich seinen Pflichten zu entziehen und den konkreten Begegnungskonflikt zu meiden“.

Der Verwirrung auf Polizei-Köpfen soll beizeiten gewehrt werden. Nach dem Beispiel der — in Berlin nicht präsenten — Bundeswehr, wo auch wieder die Kommiß-Regel gilt, daß es der Verteidigungsbereitschaft mehr frommt, statt des Haares das Gewehr zu schultern, wollen nun auch Berlins Polizei-Oberer bei ihren Uniformträgern Wildwuchs ausmerzen.

Den Mähkünsten der Friseurzunft überantwortet werden sollen deshalb all jene Polizistenschöpfe, die „je nach Beschaffenheit strähmig, locker oder kraus“ über „die Ohren fallen, teils auf die Schultern wallen und im Nacken auf dem Kragen liegen“. Und kaum auf Schonung hoffen darf, wer sich mit „bis zu den Kinnwinkeln herabreichenden, nicht selten dichtbuschigen Koteletten, Backen- und Kinnbärten sowie Schnurrbärten verschiedener Art“ zielt.

„Die Haare dürfen“, verfügte aufgrund des internen Papiers Schupo-Kommandeur Erhard Börner, 45, Träger eines Bürstenhaarschnitts, „nicht über den Kragen reichen und müssen am Kopf anliegen (kein Afro-Look)“.

Auch dürfen sie fortan „die Augen nicht bedecken“. Bärte, so der Börner-Ukas, müssen „kurz geschnitten und gepflegt sein“. Doch damit den West-Berliner Polities nicht der Urlaub ver-

gällt wird, gab sich Börner großzügig: „Diese Maßstäbe sind ab sofort zu beachten und ab 1. Oktober, also nach der Urlaubszeit, auch durchzusetzen.“

Bis dahin freilich leidet, will man der Offiziers-Expertise glauben, durch den bei langgelockten Schupos überentwickelten Drang „zur Individualität, der sich als Anti-Anpassungsbewegung versteht“, das „Image einer ganzen Behörde“, ja, „das berufliche Ansehen jedes einzelnen“.

So werden, laut Bepo-Memo, zunehmend auch die Nerven der Kurzhaar-Kollegen strapaziert — durch „abfällige, zum Teil beleidigende Äußerungen“ von Passanten über auffällige Haar- und Barttracht einzelner Beamter. Im Olympia-Stadion etwa hätten es sich schon „zahlreiche Besucher zur Gewohnheit gemacht, die Polizeibeamten mit ‚Hallo, Fräulein‘ zu begrüßen“.

Ältere Damen boten einem Bereitschaftspolizisten schon Geld für den Friseur. Und an einer Kreuzung im Stadtteil Tegel, wo ein „uniformierter